



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Correspondenzen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gefängnißwärter, der die Roland befreien wollte, wird von seinem aus Deutschland kommenden Bruder Armin, ohne dessen Willen, verrathen — Thorn, der jetzt Conventsmitglied ist, läßt René abfassen.

Die Freiwilligen sind heimgekehrt und haben für Frankreich die Welt erobert und für sich ein paar Stiefel — und einen Kaiser. —

Dieser vertheilt die Adler an seine Legionen — ein Tableau, das statt Bonaparte als General aus Aegypten heimkehrend unter Mitarbeiterchaft der Polizei eingeschaltet wurde.

Correspondenzen.

Aus Konstantinopel, 23. Juli. Wir haben aus der Krim keine Nachrichten von irgendeiner Bedeutung. Mehr und mehr wird es zur Gewißheit, daß General Pelissier die Ankunft der ihm in Aussicht gestellten bedeutenden Verstärkungen abwarten will, bevor er zu einem neuen großartigen Sturmangriff sich entscheidet. Von den Sappen- respective Minenarbeiten gegen den Malakowthurm weiß man soviel wie nichts; überhaupt wird neuerdings in Hinsicht auf alle Operationen und die darauf bezugnehmenden Vorkehrungen ein Stillschweigen beobachtet, wie man es vordem nicht gekannt. Von Paris aus sollen in dieser Hinsicht die allerstrengsten Anweisungen ergangen sein; auch ist General Pelissier nicht der Mann, welcher seinen Untergebenen die Mittheilung seiner Anordnungen an Unberufene nachsehen würde. — Man will hier wissen, daß die Stimmung im französischen und englischen Lager eine etwas gedrückte sei, was nach den Vorgängen während des letztverflossenen Monats nicht in Erstaunen setzen kann. Wie es um das Vertrauen des gemeinen Mannes zum General Pelissier steht, weiß ich nicht; nur will mir scheinen, daß derselbe durch das, was er seither ausgeführt oder besser zu sagen vergeblich zu erreichen versucht hat, an den alten fehlerhaften Operationsplan zu fest gebunden ist, um fähig zu sein, eine freie Entschließung zu treffen, d. h. die Armee auf den einzigen Punkt hinzuführen, wo sie mit Erfolg wirken könnte: nach Cupatoria!

Hier in Stambul beschäftigt sich das Publicum augenblicklich mit nichts so lebhaft, wie mit der Anwesenheit Omer Paschas, welcher das Hauptinteresse in Anspruch nimmt. Niemand, welcher weiß, mit welcher Auszeichnung der Serdar Ekram vom Padischah empfangen worden, wird glauben, daß er auf dem Wege sei, seinen Posten eines Oberfeldherrn zu verlieren; aber möglicherweise dürfte die Krim nicht länger mehr das Feld seiner Thätigkeit bleiben. Wenn nicht alles täuscht, ist Omer Paschas neuer Bestimmungsort Erzerum, wohin er sich über Trapezunt begeben würde, um die Reservearmee zu organisiren, auf deren schneller Aufstellung die Rettung der ostwärtigen asiatischen Provinzen zu beruhen scheint. Einigermassen befremdlich ist es, daß man durchaus nichts Näheres über das Geschick von Kars in Erfahrung zu bringen vermag. Der Umstand, daß die Regie-

zung lezthin gar nichts darüber veröffentlichte, hat dem Gerücht Vorschub geleistet, wonach der Platz an die Russen übergeben worden sei; in Rücksicht auf die Bewegungen des Feindes ist sowenig bekannt, daß man hier nicht mit Bestimmtheit weiß, ob derselbe auf der Hauptstraße von Gümri (Alexandropol,) über Kars auf Erzerum allein oder zugleich auf der Nebenstraße von Bajasid über Toprak Kale operirt. Letztere Annahme ist die wahrscheinlichere. Bekanntlich waren die Russen bereits im letzten Kriege (von 1828—29) bis Erzerum vorgedrungen. Während ihres Aufenthalts daselbst führten sie große massive, kasernenartige Bauwerke auf und übergaben dieselben bei ihrem Abmarsch an die armenische Bevölkerung, mit dem Bedenken: man möge sie conserviren, denn die Erbauer würden später wieder kommen und Gebrauch davon machen. Beinahe steht nunmehr zu fürchten, daß sich jene Voraussezung verwirklichen werde.

Wenn ich mich recht erinnere, schrieb ich Ihnen neulich, daß Abdi Pascha an Omers Statt das Commando über die osmanischen Truppen in der Krim übernommen habe. Dieses beruhte auf einem Irrthume, denn der erstgenannte Pascha befindet sich zur Zeit hier in Stambul. Wie Sie wissen ist auch Skender Pascha (früher Skender Bai) hier. Sein Kommen steht in keinem Zusammenhang mit der Anwesenheit des Serdar Ekram; im Gegentheil macht er nur von einem Urlaub Gebrauch, um den er auf Veranlassung seiner Verwundung vor Cypatoria eingekommen war, und dessen Ausfertigung sich durch einen Zufall verzögert hatte. Der Held sivieler Reitergefechte hat unter dem Einflusse der letzten Kriegsstrapazen ungemein gealtert, und auch viel von seiner früheren Elasticität, indeß nichts von seinem Feuer verloren. Am 18. Juni, bei Gelegenheit des Sturms auf den Malakowthurm, hatte er zum letzten Mal sein Pferd im Kugelregen getummelt. Er ritt einen jener beiden herrlichen Araber, um welchen ihn die Russen, mit denen er auf Vorposten zusammentam, so oft beneideten, den Schapkin. Eine Kanonenkugel streckte das Pferd unter seinem Leibe nieder. Darnach verbleibt ihm von diese Race nur noch der Iskender, derselbe, welcher ihn im März aus dem ihn einschließenden Feindeshaufen sicher herausstrug. Man kann Skender Pascha hier fast täglich in der großen Perastraße begegnen. Seine Figur hat an Corpulenz gewonnen und erscheint beinahe schwerfällig. Er trägt einen weißen Sommerrock mit Stehragen, vom bekannten türkischen Schnitt; hinter ihm her, und zwar dicht, um stets bereit zu sein, ihn beim Absteigen vom Pferde zu unterstützen, reitet sein treuer Diener Schakir Aga, (sprich Schakir A).

Der Serdar Ekram ist dem Publicum weniger sichtbar. Aber er hat bereits zu mehren Malen beim Padischah Audienz gehabt und ist täglich auf dem Kriegsministerium zu treffen. Nach den Aeußerungen seines Gefolges zu urtheilen, hat er wenig Verlangen nach der Krim zurückzukehren, was in der Annahme bestärkt, daß es sich seit seiner Hierherkunft um seine Berufung auf ein anderes Kriegstheater handelt.

— 26. Juli. — Omer Pascha ist nach wie vor der Löwe des Tages; aber immer noch ist man im Publicum nicht einig, welche Gründe man mit seinem Kommen verbinden soll, und ob er leztlich auf seinen Posten in der Krim zurückkehren wird. Nur eins steht fest: der Serdar ist keineswegs als eine gefallene

oder auch nur dem Falle nahe Größe anzusehen. Im Gegentheil scheint sich seine Lage, nachdem sein Gegner Nisa Pascha die Leitung des Kriegsministeriums niedergelegt, verbessert zu haben, und wiewol zwischen ihm und dem neuen Seriasker, Mehemed Ruschdi Pascha, vordem nicht immer ein ungetrübtes Verhältniß bestand, so kann man heute nicht verkennen, daß beide Männer sich einander genähert haben. Auch ist ihre Stellung der Art, daß sie recht füglich nebeneinander hergehen können, ohne sich gegenseitig zu beeinträchtigen. Bei den Beziehungen zwischen Omer und Nisa kamen Eitelkeit des einen wie des anderen und gegenseitige Eifersucht ins Spiel. Der letztere war gleich anfangs mit bedeutenden Ansprüchen in die Öffentlichkeit eingetreten und gelangte in früher Jugend schon zu Staatsämtern, die in der Regel dem reiferen Alter vorbehalten zu sein pflegen. Um etwa zwölf Jahre älter wie der jetzt regierende Badischah, stand er demselben bei seinem Regierungsantritt als Rathgeber zur Seite, und mehr wie ein Mal wies die vor zwei Jahren verstorbene Sultantin Mutter auf ihn hin, wie auf den besten Kopf, dem sich ihr Sohn anvertrauen könne. Daher die Redensart: Der Nisa ist gescheidt! die aus dem Serai zu Beschiktasch ins Volk kam, und ihren Klang bis auf die letzten Tage behalten hat. Nachdem unter dem ersten Seriaskerat des Paschas 1843 eine Volkszählung und die bekannte Armeecorganisation zu Stande gekommen war, setzte man dem auch bei: der Seriasker (Nisa) versteht die Executive und ist energisch. Das hatte auch seine Richtigkeit, wiewol nicht ganz in unserm europäischem Sinne. Die beiden Männer, welche in den ersten vierziger Jahren Nisa Pascha den Rang abzulaufen drohten und später ihn wirklich überholten, waren Reschid und Omer. Daher in jenem der tiefe Haß gegen diese zwei. Es that demselben keinen Abbruch, daß Nisa Pascha sich bestimmen ließ, unter dem Großvezierat Reschids die Stelle des Kriegsministers weiter zu bekleiden. Omer Pascha soll schon an der Donau in empfindlicher Weise zu fühlen gehabt haben, daß sein Gegner sich in Stambul an der Spitze der militärischen Administration befand; seine Armee wurde schlecht von dorther versorgt, selbst die regelmäßigen jährlichen Aushebungen, die im Frieden schon schwer und im Kriege zumal nicht zu entbehren sind, sollen durch Nisa ins Stocken gebracht worden sein, weshalb es denn geschah, daß oft längere Zeit hindurch die Lücken in Omers Armee unausgefüllt blieben. In der Krim soll der Serdar im Besonderen über die mangelhafte Zufuhr an Proviant zu klagen gehabt haben, und zwar dergestalt, daß im Winter zuweilen ganze türkische Brigaden von dem englischen Commissariat versorgt werden mußten. Dazu kam, daß Nisa Pascha von dem französischen Einflusse unterstützt wurde, dessen Gunst sich der Generalissimus nie zu erfreuen hatte, und der es diesem anschaulich zu machen schien, sich behufs der Abstellung seiner Beschwerden in Person nach Stambul zu begeben. Der Serdar, so lautet die hier am meisten Geltung findende Auffassung, entschloß sich zu dieser Reise, als Nisa gestürzt worden, und nur der Umstand, daß er zu seinem Kommen die Bewilligung des Großherrsinn bedurfte, hat dasselbe bis neulich verzögert.

Einigen Halt gewinnt diese Annahme durch den Umstand, daß Omer Pascha sich beinahe jeden Tag auf dem Kriegsministerium einfindet, und zumeist mehrere Stunden mit Mehemed Ruschdi arbeitet. Wenn letzterer auch im Grunde seines Herzens kein Freund des Serdars sein mag, ist er dennoch viel zu sehr

Patriot, um seiner etwaigen Feindschaft auf Kosten der türkischen Armee Genüge zu schaffen.

Verhalten sich die Dinge so, wie man sie hier im Allgemeinen ansieht, dann wird die Voraussage des Journals de Constantinople sich bestätigen, wonach Omer Pascha in einigen Tagen nach der Krim zurückreisen werde. Sein Gefolge würde, wie es scheint, damit wenig einverstanden sein, und auch der Generalissimus selbst zöge wahrscheinlich eine Bestimmung nach Wien der Rückkehr nach Taurien und vor die Mauern von Sebastopol vor.

— — 2. August. — Man darf sich im Grunde nicht darüber wundern, wenn man im Kriege dann und wann eine Armee vor einer Festung festgebannt und im Belagern verbissen findet, während ihr eigentlicher Platz im offenen Felde und ihre Aufgabe der Sieg in einer großen rangirten Schlacht wäre. Menschliche Trägheit, die dem Feldherrn nicht minder eigen ist, wie jedem andern Erdenkinde, zieht bewußt oder unbewußt ihre Action in den Kreis fester Plätze hinein, wo der Wellenschlag der Campagne, der im offenen Felde hoch zu gehen pflegt, sich mehr ebnet, wo man weniger urplötzlich großen Katastrophen ausgesetzt ist und die ganze Kriegsführung im langsamen Schlendergang zu verbleiben vermag. Wer die Kriegsgeschichte kennt, wird sich erinnern, daß namentlich schwache und unentschlossene Feldherrn es von jeher liebten, Belagerungen zu führen, oder wenn sie das nicht vermochten, den Feind hinter verschanzten Linien zu erwarten und ihre Fronte blockiren zu lassen. Die Wirkung, welche die Ausführung der großen Entwürfe Napoleons I. hatte, war vielleicht wesentlich darum so gewaltig, weil er sich von allem, was der Schlandrian seiner Zeit liebte, rücksichtslos lossagte und indem er den Krieg ein für alle Mal aus dem Kreis der Festungen, die freilich damals noch nicht so umfangreich waren, wie heute, mithin nicht eine so große Streiterzahl aufzunehmen und eine so starke Anziehungskraft auszuüben vermochten, hinaus verlegte, ihm das an Wechselfällen reiche Gebiet eröffnete, auf dem sein Genius die unsterblichen Erfolge errang. Die Generale Canrobert und Lord Raglan hatten, als sie es vorzogen, den zu seiner Zeit vielgepriesenen Flankenmarsch zu machen, der in Wahrheit nur ein schlechtes Auskunftsmittel der Schwäche war, welche die Entscheidung scheut, genugsam bekundet, daß von jenem napoleonischen Kriegsgeiste nichts in ihnen vorhanden sei. Als General Pelissier, dem, wie niemand leugnen wird, ein bedeutender Ruf voranging, das Commando der französischen Armee übernahm, wurde dieser Wechsel von ihrem Berichterstatter mit unverhehlter Freude begrüßt. Seine Energie, die so sehr gepriesen worden, schien dafür zu sprechen, daß, wenn er in den Septembertagen an seines Vorgängers Stelle gewesen wäre, er den Fürsten Menschikoff nicht unverfolgt gelassen haben würde, vorausgesetzt, daß der Unterhalt seiner Truppen bei einem Marsch in das Innere der Halbinsel sich sichern ließ. Dieselbe Energie schien auch die Gewähr zu leisten, daß der Krieg nunmehr unverweilt aus der Sphäre der Festung ins freie Feld, auf die von der Natur gegebene, durch den klaren, gesunden Menschenverstand allein schon empfohlene Operationslinie von Eupatoria auf Simpheropol oder Battyschi Serai verlegt werden würde. Indem ich dies hoffte, war ich mir vollkommen bewußt, wie schwer die bei Operationen der Art zu entwickelnde Thätigkeit auf einen Mann fallen müsse, der

wie General Pelissier das sechzigste Jahr bereits passirt hat. Aber eben jene gerühmte Energie ließ mich erwarten, daß sie alles überwinden werde. Darin nun habe ich mich entschieden getäuscht. Wenn nach der einen Seite den jetzigen französischen General en chef seine im voraus ausgesprochene Meinung, daß Sebastopol durch den directen Angriff zum Fall gebracht werden könne, in den Kreis dieser Festung gebannt hielt, wirkte auf sein Verbleiben daselbst von der anderen Seite auch der Umstand ein, daß ein fixirtes Hauptquartier, wie es der Commandant einer Belagerungsarmee einnimmt, einem ambulanten vorzuziehen ist, welches eine nothwendige Consequenz der Verlegung der Operationen ins freie Feld sein würde.

Man wolle sich einmal recht lebhaft in die Lage und in die Pflichten des Chefs eines mobilen Operationsheeres auf dem Marsch hinein versetzen. Für ihn hat die Nacht beinahe mehr Beschwerden, wie der Tag. Die Bivouacs sind von den Truppen am späten Abend eingenommen und darnach die Vorposten ausgestellt worden. Von diesen aus kommen die Meldungen, auf Grund welcher nun neue Entschlüsse zu treffen sind, wol nicht vor Mitternacht ins Hauptquartier. Sie erheischen eine sorgsame Kritik, Zusammenstellung, Vergleichung, zuweilen eine nachträgliche Untersuchung. Die Hand des Chefs muß in Dingen der Art sehr geübt sein, wenn er bis Tagesanbruch auf Grund der eingezogenen Nachrichten seine Dispositionen getroffen hat. Es wird häufig vorkommen, daß bis einige Stunden nach Sonnenaufgang noch nicht darüber entschieden ist, und der Ausbruch der Armee sich bis Mittag verzögert.

General Canrobert, wiewol ein Bierziger in Jahren, ermangelte des Charakters, der moralischen Stärke, wie es scheint, um solche Pflichten auf sich zu nehmen, und General Pelissier, ein Sechziger, ermangelt der physischen Kraft. Ein neuer Feldherr wird nach Verlauf einer längeren oder kürzeren Zeit unfehlbar in Paris erwählt werden müssen. Möge alsdann die Auswahl auf einen Mann fallen, bei dem Charakter und physische Fähigkeit sich im Gleichgewicht befinden, und beide den Anforderungen des Feldkrieges gewachsen sind.

Wer mich bei Lesung dieser Entwicklung an Blücher und Radetzki erinnern möchte, der wolle gütigst bedenken, daß hinter jenen beiden Helden ein Generalstab stand, der alles auf sich nahm. Sie hatten beide nur ihren Namen und ihre äußere Persönlichkeit zu leihen während die eigentlichen Fäden der Leitung in den Händen eines Gneisenau und Clausewitz, Heß und Schönhals ruheten.

Reiseliteratur. — Die afrikanische Wüste vom Grafen D'Escayrac de Lauture. Leipzig, Vord. — Ein höchst interessantes und für die Kenntniß jener seltsamen Gegenden unentbehrliches Werk, die Frucht ernster Studien und vielseitiger Anschauung. Mit Recht bemerkt der Herausgeber, Karl Andree, daß schon die Persönlichkeit des Verfassers uns Theilnahme abgewinnt. „Schon als Jüngling empfindet er Abneigung gegen das unruhige Treiben in der Hauptstadt seines Vaterlandes, er sehnt sich von der Seine weg an den fernen Nil; und in der bunten pariser Gesellschaft mit ihren glänzenden Nichtigkeiten empfindet er einen unwiderstehlichen Hang, die gelbe einförmige Wüste aufzusuchen. Nachdem er sich genügend vorbereitet hat, steuert er nach Afrika hinüber, wird ein Wanderer in der Sahara und ein Schiffer auf dem Ocean. Wir finden, daß er eine große Energie des

Willens bethätigt; er besitzt eine klare Anschauung der Dinge, ist frei von volksthümlichen oder kirchlichen Vorurtheilen und dabei ein feiner Beobachter. Seine Auffassung ist ebenso lebendig wie seine Darstellung klar und leicht; er versteht es, mit praktischem Sinn auch für scheinbar geringfügige Einzelheiten Theilnahme zu erwecken. Ueberhaupt schildert er unbefangen und freimüthig, was er gesehen hat. Die Hauptsache bleibt ihm der Mensch; er hat mit den Bewohnern der Wüste und der Nilländer gelebt wie ein Araber oder Kube. Den Mohamedanismus in Afrika betrachtet er nicht durch ein europäisch gefärbtes Glas, sondern erläutert ihn aus dem Boden heraus, auf welchem er entstand, und aus der Eigenthümlichkeit des Volkes, durch welches er im Orient zur Herrschaft gelangte." — Die Sahara übt trotz der großen Beschwerlichkeiten und Gefahren, die mit der Reise dahin verknüpft sind, einen ganz wunderbaren Zauber aus. Es ist nicht blos die Neugierde oder wie man es nennen will, der Trieb wissenschaftlicher Erkenntniß, der fortwährend neue kühne Abenteurer dahin zieht, sondern eine eigenthümlich träumerisch-poetische Stimmung, die man dort sucht. „Es ist mit der Wüste,“ sagt der Verfasser, „wie mit dem Meere. Bei lang anhaltendem schlimmen Wetter oder bei Windstillen verwünscht der Seemann wol sein Element, aber er möchte schon wieder in See gehen, sobald er eben ans Land getreten ist. Die geräuschvolle Stadt ermüdet einen bald, aber niemals wird man der Einförmigkeit des Weltmeers oder der Einsamkeit der Wüste überdrüssig.“ Von der Lebhaftigkeit und Anmuth der Schilderungen wird man sich die beste Vorstellung machen können, wenn wir hier ein Fragment mittheilen. — Oft habe ich auf den Schlaf verzichten müssen und diese Entbehrung ist mir am peinlichsten gewesen. Ich spürte allmählig, wie meine Gedanken sich verwirrten; vergeblich gab ich mir Mühe, mit meinen Führern zu sprechen oder zu singen; ich stieg manchmal vom Kameele und wollte eine Strecke weit gehen, besprengte mir auch das Gesicht mit Wasser. Aber es schien mir, als ob der Horizont sich ringsum gleich einer Mauer emporhürme, der Himmel bildete das Gewölbe eines ungeheuern Saales, der von allen Seiten geschlossen war, und die Sterne erschienen mir wie Lampen und Kronleuchter und flimmerten mir vor den Augen. Dann fielen diese langsam zu, und das Haupt sank herab. Plötzlich fühlte ich, daß ich das Gleichgewicht verlor, rückte mich dann im Sattel wieder zurecht, versuchte abermals zu singen und den Feind, der mich plagte, zu verschrecken; aber ich konnte kein Wort sprechen, sondern nur noch lallen, denn die Stimme versagte mir den Dienst; ich verfiel wieder in den früheren Zustand, und kam abermals erst zur Besinnung, wenn ich nahe daran war vom Kameel hinabzufallen. Dergleichen Erscheinungen traten aber erst nach zwei oder drei durchwachten Nächten ein. Der Mangel an Schlaf reizt am Ende das Blut dermaßen, daß man nicht einschlafen kann. Einst war ich in Aegypten drei Nächte hintereinander unterwegs, und glaubte dann endlich eines ruhigen Schlafes mich erfreuen zu können. Das war aber keineswegs der Fall. Ich befand mich im Uebrigen wohl, das Essen schmeckte mir, ich konnte aber nach meiner Ankunft Tag und Nacht keinen Schlummer finden. Am andern Tage ging ich ins Bad, um mein Blut zu beruhigen, und es wirkte so vortrefflich, daß ich im Ankleidezimmer sogleich in Schlaf verfiel, und bis Sonnenuntergang liegen blieb. Einer von meinen Dienern, der nicht so gut die Anstrengungen der Reise auszuhalten vermochte, ließ in der dritten Nacht seinen Tschibuk herabfallen, und

stieg von seinem Hedschin um die Pflanze wieder aufzunehmen. Aber er konnte nicht einmal die wenigen Schritte thun, sondern versiel in Schlaf, sobald er Boden unter den Füßen hatte. Wir bemerkten noch zu rechter Zeit, daß er fehlte, sonst wäre er bis zum hellen Tage liegen geblieben und hätte nicht einmal sich erinnert, was mit ihm vorgegangen war. Doctor Moreau in Tours hat in einem bemerkenswerthen Buche über die Anwendung des Haschisch in Geisteskrankheiten nachgewiesen, daß fast alle Visionen und Abspurigkeiten des Irren sich im Zustande des Halbwachens gleichfalls zeigen. Ich kann diese Wahrnehmungen bestätigen, denn ich habe sie an mir selbst beobachtet. Einst war ich Nachts, in der Wüste am weißen Nil, im Halbschlaf. Ich hörte deutlich eine Hyäne heulen; es war mir genau so, als zöge ich ein Pistol aus dem Halfter, zielte nach dem Thiere, traf es, und sah, wie es sich im Sande wälzte. Dann schwirrten mir wieder andere Gedanken durch den Kopf, aber die Täuschung war vollständig. Ich ritt neben meinem Führer, und sagte: „Hast du gesehen wie ich die Hyäne geschossen habe?“ Er antwortete: „Die Hyäne habe ich gesehen, nicht aber, daß Du nach ihr geschossen hast.“ — „Wie, ich hätte nicht mit dem Pistol nach ihr geschossen?“ — Er lachte und sprach: „Das ist der Schlaf. Sieh nur deine Pistolen an.“ Und richtig; sie waren beide noch geladen. Ein andermal war ich gegen Morgen meiner Karawane etwas voraus, machte eine falsche Bewegung und mein Hedschin drehte sich um. Ich kam aus dem Gleichgewicht, schlug die Augen auf, und sah nun, wie meine kleine Karawane gerade auf mich zukam. Ich erkannte sie aber nicht und glaubte, es sei eine andere, welche meinen Weg kreuze. Ich rief sie an: „Willkommen, Reisende, seid begrüßt! Woher kommt ihr?“ Die Antwort lautete: „Wir sind Deine Diener.“ Der Mann, welcher diese Worte sprach, hatte vollkommen Recht. —

Conversations- und Reisebibliothek, Leipzig, Verd. — Es ist zweckmäßig, daß der Herausgeber für diese Sammlung, die auf eine außerordentlich große Verbreitung berechnet ist, vorzugsweise ethnographische Schilderungen gewählt hat, weil es doch immer diejenige Lectüre ist, die mit der geringsten Unbequemlichkeit den größten Nutzen verbindet. Unter den Büchern, welche dahin einschlagen, erwähnen wir zunächst die Skizzen und Bilder aus der Krim, von Steinhard. Der Verfasser hat sein Werk nach den vorzüglichsten dahin einschlagenden Schriftstellern und Reisenden, Kohl, Moritz Wagner, Koch, Demidoff u. s. w., bearbeitet und sich bemüht, ein vollständiges geographisch-historisches Gesamtbild daraus zusammenzusetzen. — Das neue Paris von Hans Wachenhusen erzählt die Reise des Verfassers in der Art, wie man es von Feuilletonisten überhaupt gewöhnt ist, mit Lebhaftigkeit, Witz und nicht ohne scharfe Beobachtung. Am ausführlichsten geht er auf die neuen Bauten ein, durch welche das alte Paris allmählig ganz untergeht. „Man hat B. Hugo und A. Dumas die Schauplätze ihrer Romantik demolirt, anstatt der poetischen Lumpen, der Gaunerhöhlen jener alten verschwundenen Volksquartiere gibt es hinfort nur Lumpen in Brokat und Gaunerpaläste; an die Stelle des Gewissens tritt die Speculation, kein Mensch darf sich hinfort soweit herabwürdigen, hinter zerbrochenen Fensterscheiben, in frostigen Mansarden, auf kalten Strohsäcken und morschen Feldbetten elend zu sein; denn dafür baut die Regierung Paläste, dafür hat sie alle diese alten Baracken niederreißen lassen, daß jedermann wenigstens das Recht habe, hinter Damastvorhängen auf wellen-

schlagenden seidenen Divans kein Geld und nichts zu essen zu haben. Die heutige französische Regierung thut mehr als die des gerechten Monarchen, der da wollte, daß jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe habe, die heutige Regierung will, daß selbst der Proletarier seine Goldleisten und Sammettapeten habe, daß selbst der Aermste auf orientalischen Teppichen wandle. Niemand soll fernerhin wissen noch ahnen, daß es eine Armuth, ein Proletariat gebe, es wird die Schuld jedes Einzelnen sein, wenn er so pauvre ist, den Luxus nicht bezahlen zu können, den ihm die Regierung so freigebig geboten u. s. w.“ —

Das Buch über die Mormonen von Moriz Busch haben wir bereits besprochen. — Recht unterhaltend sind die beiden Schriften: Eine Nordfahrt. Streifzüge in Island von Pliny Miles. Aus dem Englischen von W. G. Drugulin; und: Ein Sommer in Schleswig. Aus dem Dänischen von Helms. Beide Bücher bemühen sich vorzugsweise, das Volksleben in seinen feinem Nuancen zu zeichnen. Das letzte hat zwar eine dänische Färbung, allein diese tritt doch im Ganzen in keiner Weise unangenehm hervor, und man lernt daraus, sich von den innern Verhältnissen eines Landes, das man gewöhnlich nur vom politischen Standpunkt betrachtet, eine lebhaftere Vorstellung zu machen. Für uns Deutsche hat freilich eine so objectiv Betrachtung etwas Trübes, denn wenn man fortwährend an die Gewalt denken muß, die dort unsern Namensbrüdern angethan wird, so kann die Freude an den objectiven Zuständen keinen großen Raum gewinnen. —

Land und Leute in der alten und neuen Welt. Reiseskizzen von Franz Löhner. 2r. Bd. Göttingen, Wigand. — Wir können dies Buch als eine sehr erfreuliche Erscheinung bezeichnen. Zwar zeigt hin und wieder der Verfasser eine gewisse Neigung zu Paradoxien und Gedankensprüngen, aber diese Neigung wird stets durch einen sehr sichern gesunden Menschenverstand wieder ausgeglichen, und die Lebhaftigkeit und Intensivität der Anschauung verdient vollste Anerkennung. Der Verfasser hat keine Vorurtheile weder für noch gegen Amerika mitgebracht, er hat ruhig und unbefangen beobachtet, und es freut uns, daß das Resultat dieser Studien für unser eignes Vaterland ein günstiges ist. Bei allem Werth, den die fieberhafte Thätigkeit der Amerikaner für die Entwicklung der Cultur hat, fehlt ihnen doch ganz jene innere Behaglichkeit des Lebens, die wir mit dem Ausdruck Gemüth zu bezeichnen pflegen, und daher sind ihnen die reinsten Blüten der Cultur versagt. Den Verfasser zeichnet noch ein anderes Talent aus, welches für Reisebeschreibungen, wenn man ihm unbedingt den Zügel schießen läßt, seine Bedenken hat, welches aber in seinen bestimmten Grenzen solchen Darstellungen eigentlich erst die befriedigende Form gibt; er besitzt nämlich eine entschiedene poetische Anlage. Als Zeugniß dafür theilen wir hier seine Schilderung des Urwaldes mit. — „Man fühlt sich erleichtert, wenn man aus dieser gründunkeln Waldnacht auf höher gelegene kahle Stellen kommt. Die Bäume verdecken auch dort noch die freie Aussicht, aber vielleicht sieht man doch unten aus einem Thale den blauen Rauch, der sich über der Laubdecke emporkräuselt, ein Zeichen, daß Wesen da wohnen, welche fühlen und denken wie wir. Schon daß man nicht immer Laub, Stämme, Moos und Moder, sondern auch kahlen Grund und Felsbrocken vor Augen hat und einen halben Büchschuß weit sehen kann, ist eine Wohlthat. Denn in diesen endlos dichten Wäldern legt es sich wie der Druck einer finstern

Naturgewalt auf die Seele, und wenn man singen will, hört man von selbst im ersten Verse wieder auf und versinkt wieder in das dumpfe Schweigen der Natur. Auch die Matrosen singen nur, wenn sie sich wieder dem fröhlichen Lande und den Stätten der Menschen nähern. Wie auf dem Meere die heitern Gebilde, welche im Geiste keimen, unaufgeblüht in das endlose Wellen und Wogen versinken, so verwehen in dem endlosen dumpfen Rauschen und Rollen des Urwaldes die lebhaften Gedanken. Zuletzt hört man nur noch auf das verhaltene Brausen und Wallen in den Waldestiefen, die Ideen werden trübe und verfließen ins Unendliche und Unbestimmte. Damit man sein Ich nicht ganz an das mächtige Wogen der Natur verliere, fliegt dann und wann ein greller Lichtschein durch die Seele, man weiß nicht woher es kommt, vielleicht stürzte sich ein Flug Waldvögel kreischend ins Dickicht, oder man sah die scharfen Augen von ein paar Eichhörnchen hinter den Aesten lugen, oder es öffnet sich plötzlich eine Schlucht, in der tief unten Wasser braust. Wird man auch einen Augenblick durch dergleichen aus seiner Träumerei gerissen, bald darauf ist der Geist wieder wie umweht und umhüllt von grauen Schleiern. Der Ocean und der Urwald sind noch ein Stück wüster Urweltsgröße, unter deren schwerem Hauche der Mensch mit seinen leichten freundlichen Ideen nicht gedeihen kann. Auf den bahnlösen ewig gleichen Prairien, Steppen und Sandwüsten macht man eine ähnliche Erfahrung, jedoch ist sie nicht so trübe, weil auf jenen Ebenen frische Luft ist und weite lichte Himmelsbläue, man ist dort nicht befangen von dem Wellendunst des Meeres und von dem Modergeruch des Urwalds.“ —

Vermischte Literatur. — Brochis Briefe über Dantes Göttliche Komödie. Aus dem Italienischen von B. K. S. Bonn, Henry u. Cohen. — Die Briefe sind aus dem Jahre 1797. Sie haben keinen gelehrten Zweck, sondern sollen nur dazu dienen, diejenigen Laien, die empfänglichen Sinn für das Schöne haben, aber die Mühe scheuen, einen so schwierigen Dichter gründlich zu studiren, auf eine leichte und bequeme Weise zum Verständniß desselben anzuleiten. Diesen Zweck erfüllen sie vollkommen, und die Uebersetzung ist daher eine dankenswerthe Arbeit. —

Schillers Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen und Quellen zurückgeführt, nebst Variantensammlung und Nachlese von Heinrich Viehoff, Professor u. Director der höhern Bürger- und Provinzial-Gewerbeschule zu Trier. Neue, größtentheils umgearbeitete Auflage in drei Bänden. Zweiter Theil. Stuttgart, Ad. Becher. — Die Gründlichkeit der Erklärung haben wir schon bei Gelegenheit des ersten Bandes rühmend anerkannt; sie läßt sich auch bei dem gegenwärtigen nicht vermissen und macht sich im Ganzen auf eine erfreulichere Weise geltend, da die didaktischen Gedichte, welche in demselben behandelt sind, einer Erklärung in der That mehr bedürfen, als die leichten lyrischen Versuche aus Schillers Jugendzeit. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **V. F. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.